

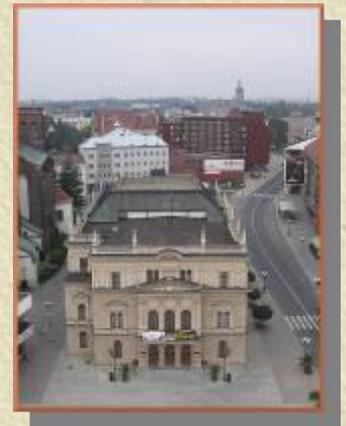
# GERDA BÜCHLER



Ich heiße Gerda Büchler. Als Gerda Bardosch wurde ich 1930 in Troppau in der ehemaligen Tschechoslowakei geboren. Mein Vater war der jüngste von neun Geschwistern. Er war 36 Jahre alt, als er heiratete. Wir waren eine gut situierte Familie väterlicherseits und mütterlicherseits. Mein Vater besaß als Sägewerksbesitzer viele Wälder rund um die Stadt Žilina, wo wir lebten. Meine Schwester Margitt ist 1933 auf die Welt gekommen.

Schon als Kleinkind nahm mein Vater mich mit in die Wälder und lehrte mich, welche Pilze und Beeren essbar sind und welche nicht. So kannte ich Bäume, Büsche, Himmelsrichtungen, alles was ein Kind in dem Alter begierig aufnimmt. Leider starb mein Vater viel zu früh – an einer Blinddarmentzündung im Jahr 1936. Meine Mutter war gerade 29 Jahre alt geworden, eine junge, schöne, reiche Witwe mit zwei kleinen Kindern.

Wie ich schon erwähnte, auch sie kam aus einer gut situierten Familie, in der zur guten Erziehung „junger Damen“ Klavier spielen, tanzen und singen sowie reisen gehörten. Sie war nicht darin ausgebildet, Witwe und Mutter zu sein. Zu Hause hatten wir einige Hilfen, ein deutsches Fräulein als Kindermädchen, eine Köchin, ein Stubenmädchen und zweimal wöchentlich kam die Waschfrau.



Zuhause wurde Deutsch gesprochen. Das war die einzige Sprache, die meine Mutter gut beherrschte. Da sie eine schöne Frau war, waren mehrere Männer an ihr interessiert. Doch sie war vorsichtig in der Wahl und dachte immer daran, dass die meisten Männer mehr an ihrem Vermögen interessiert waren als an ihrer Person.

Nach dem 1. Weltkrieg 1918 entstand die Tschechoslowakei, die aus vier Teilen bestand: Böhmen, Mähren, Slowakei und Karpaten-Ukraine.

In meiner Stadt Žilina lebten viele jüdische Familien, auch religiöse. Die Stadt hatte zwei Synagogen und eine jüdische Schule, welche auch bei reicheren nicht jüdischen Familien beliebt war. Unter den jüdischen Familien gab es viele Akademiker, Ärzte, Zahnärzte, Anwälte. Für die Stadt Žilina galten alle Bürger als gleichberechtigt.

Dies änderte sich nach 1938 radikal, als in München über das Schicksal der Tschechoslowakei entschieden wurde. 1939 wurde Böhmen und Mähren zum deutschen Protektorat unter Kontrolle von Nazi-Deutschland. Der südliche Teil der Slowakei und die Karpaten-Ukraine wurden Ungarn angeschlossen. Der Rest der Slowakei hatte eine autonome Regierung, die von den Faschisten beeinflusst war.

In dieser Zeit war ich gerade mal acht Jahre alt, von Politik verstand ich nichts, und besuchte die jüdische Schule mit Freude und hatte meine Freunde. Zwei Jahre später war alles vorbei.



1940 wurde meine Schule gesperrt, kein jüdisches Kind durfte irgendeine Schule besuchen. Auch die Musikschule musste ich verlassen. Es wurde uns jüdischen Kindern alles verboten: kein Kinobesuch mehr, keine Badeanstalt, kein Eislaufen mehr, kein Turnen in der Turnhalle, kein Tennis mehr usw. Die jüdischen Geschäfte wurden geschlossen und verkauft ebenso wie Fabriken, meist an Parteimitglieder der NSDAP. „Arisieren“ nannte man das.

Wir mussten von nun an einen gelben Stern auf unserer Kleidung tragen, an allen Ecken festgenäht. Ausgehverbot herrschte ab 20 Uhr. Bald danach kam ein neuer Befehl. Alles an Schmuck und Elektrogeräten ist abzugeben. Bankkonten wurden gesperrt. Mit einem Wort: Es wurde uns unser ganzer Besitz, unser Vermögen weggenommen, schlimmer noch, jedes menschliche Recht wurde uns genommen!

Die Lehrer meiner Schule sammelten mich und meine Mitschüler alle ein und gaben uns in ihren Häusern, manchmal auch Kellern Unterricht. Von solch einem Unterricht kam ich eines Tages im Winter 1941 nach Hause mit dem Judenstern am Mantel. Ich wurde angefallen von einer Gruppe Rotgardisten, Kindern nicht viel älter als ich, Parteigenossen, und mit Eiszapfen halb tot geschlagen. Sie ließen mich auf der Straße liegen, ehe mich jemand fand und ins Krankenhaus brachte, wo ich drei Wochen meine Verletzungen auskurierte. Bis heute sind auf meinem Kopf Narben, wo kein Haar mehr wuchs.

In diesem Jahr (1940) wurden wir von den Straßennachbarn, die zu eifrigen Faschisten gehörten, aus unserem Haus geschmissen, wobei wir nichts mitnehmen durften, und zogen in irgendeinen Keller.

Die Stadt Žilina hatte ein großes Militärlager, das verlegt wurde, um so zum größten Sammellager für Entrechtete, Verfolgte zu werden. Dort landeten alle von den Nazis Verfolgten, bevor sie nach Polen – angeblich in neue Wohnsiedlungen – abtransportiert wurden. Die ersten beiden Transporte bestanden aus je 1000 Frauen und Männern im Alter zwischen 18 und 25 Jahren. Dies war die „Ouverture“! Dieser ungeheuerliche Vorgang öffnete den Slowaken die Augen: Wenn alle Juden deportiert würden, blieben sie ohne Ärzte, Zahnärzte und Anwälte zurück. Was dann? So wurde etwas Neues erfunden: Der Begriff „wirtschaftlich wichtiger Jude“. Diese Gruppe trug als Zeichen einen sechs Zentimeter großen Judenstern, der nur mit einer Nadel angesteckt war.



Meine Mutter zögerte nicht lange und entschloss sich, den Hausarzt unserer Familie zu heiraten. (Selbstverständlich war dies eine Scheinehe!) So bekamen wir diesen Status und gehörten damit zu einer der wenigen Familien, die nicht deportiert wurden.

Aber auch Irrtümer geschahen. Als ich eines Tages mit meiner Schwester vom Unterricht zurück in die Kellerwohnung kam, war der Keller leer. Wir liefen zu „unserem“ alten Hausmeisterehepaar, das uns von klein an kannte und uns sehr gern mochte. Sie kümmerten sich um uns.

Ich war schon immer schnell im Denken und fand einen Weg, wie wir unsere Eltern (Mutter und Stiefvater) im Lager helfen konnten. Mit dem täglichen Proviantwagen kamen wir ins Lager und konnten so den Eltern alles bringen, was sie benötigten.

Es vergingen so einige Wochen, als mir meine Mutter sagte, dass sie morgen abtransportiert werden. Ich lief nach Hause und fing an zu packen, denn es war selbstverständlich für uns: Wir gehen mit! Der Hausmeister und seine Frau erschreckten, denn beide liebten uns wie eigene Kinder, die sie nicht hatten. Beide versuchten uns zum Bleiben zu bewegen. Als der Hausmeister sah, dass wir fest entschlossen waren, unsere Eltern nicht allein zu lassen, sagte er: Wartet! Und weg war er. Eine Stunde später kam er mit unseren Eltern zurück. Er, als Parteimitglied der NS, hatte sie befreit. Erst später wurde mir bewusst, dass ich durch meine Hartnäckigkeit (meinen Dickschädel) meine Familie gerettet hatte.



GERDA MIT MUTTER UND SCHWESTER 1942

Die Stadt Žilina ist 70 km von der polnischen Grenze entfernt. Die Stadt hat einen Bahn- Knotenpunkt, was wahrscheinlich ursächlich dafür ist, dass hier das große Sammellager eingerichtet wurde. Alle Transporte mussten Žilina passieren. Oft standen Waggons mit Menschen beladen tagelang auf den Gleisen und warteten auf weitere Züge und Waggons. Wir Kinder aus der Stadt hielten Ausschau - wie nur Kinder es können - wann wieder ein neuer Transport angekommen war. Und so beschafften wir Brot, Wasser und Zucker, liefen zu den Waggons und steckten die Sachen in die Türschlitze, soviel wie möglich war. Dabei passierte es einmal, dass jemand aus der Großfamilie väterlicherseits mich erkannte. Ich sah ihn nie wieder.

Im Jahre 1938 lebten in der Slowakei etwa 120 Tausend Juden, in den Jahren 1942 bis 1943 wurden etwa 58 Tausend von ihnen nach Polen deportiert. Was man damals schon wusste, ca. 90% aller Deportierten wurden binnen weniger Tage in den KZ´s in Polen ermordet. Im Sommer 1943 pausierten die Transporte. Mein Vater wurde ins Krankenhaus in einer 30 km entfernten Stadt zur freiwilligen Arbeit als Arzt geschickt. Alle paar Wochen kam er uns besuchen.

Doch unsere Lage in der Kellerwohnung war unsicher. Immer war die Angst da, deportiert zu werden. Auch Unterricht gab es nicht mehr, weil kein einziger Lehrer mehr da war. So entschlossen sich meine Eltern, die Stadt Žilina zu verlassen. In dem Krankenhaus, in dem mein Stiefvater arbeitete, gab es mehrere jüdische Ärzte, die, um ihre Familien zu retten, auf die geniale Idee kamen, diese in die Infektionsabteilung einzuquartieren. Denn dort würden wir vor der Verfolgung sicher sein. Dort verbrachten wir zwei Monate, bis im August 1944 der Partisanen - Aufstand in der Slowakei losbrach.

Wir wussten, dass Juden immer mit zu den ersten Opfern gehörten. So beschlossen wir, das Krankenhaus zu verlassen, das für uns bis zum Kriegsende das letzte normale Wohnen bedeutete. Wie wir in einem völlig überfüllten Zug nach Banska Bystrica kamen, weiß ich nicht mehr. Hier war das Herz des Aufstandes. Wir fanden dort bei der jüdischen Familie Spaet mit zwei Kindern Unterkunft. Diese betrieb auch ein großes Sägewerk. Zwischen unseren Familien entwickelte sich eine starke Freundschaft. Für den Fall der Flucht hatte Herr Spaet vorgesorgt und im Wald einen „Bunker“ mit Vorräten angelegt

Früher als uns lieb war, schon im Oktober, verließen wir, 8 Personen, das Haus und versuchten in Dörfern Unterkunft zu finden. Doch niemand wollte uns aufnehmen - auch nicht für viel Geld! So blieben die Wälder die einzige Möglichkeit. Aber den Bunker der Familie Spät fanden wir nicht. So gruben wir Löcher in den Waldboden, um uns nachts gegen die Kälte zu schützen. Wir aßen Beeren, Pilze oder kauten auf Baumrinde, der Schnee war Wasser-Ersatz. Da ich wie ein blondes „arisches“ Mädchen aussah, sollte ich versuchen, im Dorfe etwas einzukaufen. Doch niemand verkaufte etwas. Unsere Situation war desolat, Schnee fiel in Massen, ich verlor meine Schuhe im hohen Schnee; alles, was wir besaßen, hatten wir längst weggeschmissen, lediglich unsere Kleidung trugen wir in vielen Schichten am Körper.

Es war November, als wir in ein kleines Dorf kamen, an dessen Ortseingang eine Schule stand, in der etwa 250 Menschen waren, allesamt Juden, die sich dort versteckten. Es war wunderbar, endlich wieder ein Dach über dem Kopf zu haben.

Doch dann kam der 14. November. Auf einmal wimmelte es von deutschen Soldaten, reguläres Militär, welche nur kämpften und nicht mordeten. Sie hinterließen für jeden von uns ein Zettelchen, der uns aufforderte, zurück in die Stadt zu gehen: „Alles wird sich ordnen!“

So gingen die meisten von uns dahin, auch Familie Spaet. Selbst meine Eltern wollten gehen, als meine Schwester und ich einwendeten und beharrten: „Wir bleiben!“

Was wir erst nach dem Krieg erfuhren: Alle, die dem Zettel-Aufruf gefolgt waren, wurden in die Nähe des Dorfes Kremnitschka gebracht und dort um eine Grube aufgestellt und hinterrücks mit einem einzigen Schuss ermordet und egal ob tot oder noch lebendig in der Grube begraben. Ich besuchte diesen Ort in den 90er Jahren mit meiner Familie. Viele Ältere aus dem Dorf erinnerten sich noch an die entsetzlichen Schreie.

So blieben wir, meine Familie und andere in der Schule, als am nächsten Tage SS - Soldaten die Schule überfielen und ohne Zögern uns alle in der Turnhalle an die Wand stellten und der Reihe nach jeden einzelnen zu erschiessen begannen, bis ich an der Reihe war. Sie stoppten, riefen mich aus der Reihe heraus und fragten, was ein Kind mit blonden Haaren und blauen Augen hier zwischen all den Juden mache. Sie fragten mich lange Zeit aus, als eine Gruppe von Partisanen die Schule angriff und die SS in Kämpfe verwickelte, so dass die größere Hälfte der Flüchtlingsgruppe am Leben blieb. Meine Mutter bemerkte, dass ich wieder mal mit meinem blonden Dickschädel allen das Leben gerettet hatte.

Alle verließen diesen Ort so schnell wie möglich und rannten mehr oder minder ziellos in den nahen Wald. Auch ein Junge aus meiner Schule in Žilina war mit seinen Eltern dabei, als wir eine Explosion hörten und von seiner Mutter außer Blutspuren im Schnee nichts mehr übrig war. Sie war auf eine Mine getreten. Denn die Wege waren vermint.

Mit einer weiteren Familie zusammen trafen wir auf eine Gruppe von Partisanen im Wald, von denen viele verwundet waren. Als sie hörten, dass mein Vater Arzt war, nahmen sie uns auf und mit in ihren Bunker. Der Bunker war eine tiefe Grube, mit Baumstämmen abgestützt und mit Sand, Zweigen, Laub bedeckt und ähnlich genutzt wie ein Zelt. Da wir als Gruppe zu groß waren für den Bunker und für die Partisanen nur der Arzt nützlich war, mussten wir anderen uns tagsüber im Wald aufhalten und in einer Schneegrube ausharren. Erst nachts durften wir in den Bunker zurückkehren, wobei der jeweils letzte in der Gruppe die Spuren im Schnee verwischen musste. Durch diese Anstrengungen, durch Schnee und Eis ermüdet, musste meine Mutter mich häufig wachrütteln, damit ich nicht einschlief und erfror. Denn ich hatte schon einige Erfrierungen an den Füßen erlitten. Um mir zu helfen, hatten Partisanen, die mich mochten, ein paar Krücken gebaut. Sechs Wochen hatten wir so verbracht, die Verwundeten waren versorgt und brauchten den Arzt, meinen Vater, nicht mehr. Die Partisanen erklärten uns, dass sie uns nicht länger durchfüttern wollten (sie hatten zwar noch ein paar Pferde, aber einige wurden bereits aus Hunger erschossen, ihr Fleisch wurde roh gegessen, denn Feuer durfte nicht gemacht werden, weil es die Partisanen verraten könnte. Außerdem aßen wir trockene Bohnen, welche wir stundenlang kauten. In mein Haus, das habe ich geschworen, kommen nie wieder Bohnen!!

Der Bunker, in dem wir mit den Partisanen hausten, erinnerte mich immer wieder an die Erzählung von Herrn Spaet, dass er dort Proviant vergraben hätte. Und so erzählte ich dem Anführer der Partisanen von meiner Vermutung, dass hier in diesem Bunker möglicherweise ein Proviant-Depot der Familie Spaet angelegt worden sein könnte. Zwar konnte er nicht glauben, was ich sagte, doch sie fingen an zu graben und bald wurde ein Sack Zucker, Speck, Bohnen, Salz und gefrorene Milch gefunden. Der Kommandant schenkte mir sogleich einen Revolver (ich war 15 Jahre alt) aus lauter Dankbarkeit und erlaubte uns, nun auch tagsüber in der Grube zu bleiben.

Eines Tages, es war schon Anfang April, hörten wir Stimmen im Wald, die immer näher kamen. Wir waren überzeugt, dass uns die Deutschen gefunden hatten. Als sie näher kamen, erkannten wir russische Soldaten. Sie halfen uns, vor allem denen, die nicht mehr gehen konnten (auch mir), in den nächsten Ort zu kommen und von dort ins Krankenhaus in die nächste Stadt, die wir Anfang Oktober des letzten Jahres verlassen mussten.

Meine Mutter war inzwischen an Typhus erkrankt, auch ich hatte Fieber, einen leichteren Typhus-Fall. Meine Schwester und mein Stiefvater besuchten uns sehr oft im Krankenhaus; wo sie wohnten, wusste ich aber nicht. Eine Woche später sollte ich in die orthopädische Abteilung verlegt werden, wo meine durch Frost zerstörten Zehen amputiert werden sollten. Ich floh aus dem Krankenhaus und versteckte mich in dem Sägewerk der Familie Spaet, wo mich meine Schwester täglich mit Essen und Trinken versorgte. Woher sie das Essen hatte, habe ich nie herausgefunden.

Am 7. Mai kamen wir endlich wieder in unsere Stadt Žilina zurück. Meine Mutter war wieder dieselbe Person wie früher und marschierte auf unser Haus zu, klingelte und rief: „Raus!“ Es waren dieselben Personen, die uns seinerzeit vor vier Jahren aus unserem Haus geworfen hatten. Zu unserer Überraschung waren sie in ganz kurzer Zeit weg, ohne etwas mitzunehmen. Diese Familie, die uns herausgeschmissen hatte, rannte davon!

Jetzt hieß es neu anfangen. Wir mussten die Jahre, in welchen wir keine Rechte mehr hatten, vergessen und ganz normal weiterleben. Aber was war in dieser Zeit normal?

Etwa 10 Kinder kamen zurück – von einer 60 Kinder großen Klasse. Wir fingen wieder an zu lernen, damit wir die Prüfungen im September absolvieren konnten. Wir konnten zwar alle die Prüfungen bestehen, doch wir wurden ein Jahr zurückgestuft.

Ich trug noch immer Militärstiefel, Größe 45, die Schuhe meines Stiefvaters Größe 42 passten mir nicht. Ein Jahr Schule, die 4. Klasse im Gymnasium, reichte aus, um die Schule zu verlassen, weil ich den Antisemitismus nicht länger aushalten und ertragen konnte. So lernte ich Fotografie in der Hoffnung, eines Tages in die Röntgenabteilung eines Krankenhauses zu kommen. Doch meine Eltern hielten überhaupt nichts von dieser Idee, weil Röntgen damals noch sehr gesundheitsgefährdend war.

Wir, die Jugend, soweit wir Verfolgung und Krieg überlebt hatten, organisierten uns in jüdischen Jugendgruppen und beschäftigten uns mit der Zionistischen Bewegung. In meiner freien Zeit betrieb ich Sport, Schwimmen, Tennis und Ski-Laufen. Das Leben war wieder gut, nur meine Füße nicht. Doch musste ich lernen, diese so zu benutzen, wie sie waren.

Wir alle waren uns nach unseren Erlebnissen sicher:  
In Europa bleiben wir nicht! Der Staat Israel wurde 1948 gegründet. Das war unser aller Ziel.

Meine Altersgruppe durfte die Slowakei zunächst nicht verlassen, sondern zuerst die Jüngeren, welche ohne Eltern waren und unsere Hilfe brauchten. Meine Schwester gehörte mit zu der ersten Gruppe. Doch es taten sich neue Probleme auf: Polen ließ seine Juden nicht auswandern. Deshalb halfen wir hunderten Flüchtlingen über die Grenze, von Bratislava an half die Zionistische Weltorganisation mit viel Geld weiter. Bald waren auch die ungarischen Juden genauso arg daran; gut dass das Amerikanische Judentum weiterhalf!



GERDA 1947

Es kostete viel Geld, die Transporte zu organisieren und der Grenzpolizei auszuweichen. Zu solch einem ungarischen Transport konnte ich meinen Stiefvater bewegen, obwohl Ärzte aus der Slowakei nicht ausreisen durften. Alle Jugendlichen, die diese Schleusertätigkeit organisierten, saßen für den Fall, dass sie das Land ganz schnell hätten verlassen müssen, auf gepackten Koffern.

Während dieser Zeit (1945 – 1948) half ich meiner Mutter im Hause. Wir verkauften unser Haus, was meine Mutter für ein paar Tage ins Gefängnis brachte. Also packten wir mit Verstand! Denn es war nicht erlaubt, irgendwelche Vermögenswerte auszuführen. Wir zogen Halsketten ins Gummiband von Damenschlupfern, Ringe versteckten wir im Griff von Tischtennis-Schlägern, Brillanten backten wir in Kuchen ein. So verließen wir endgültig am 10. Mai 1948 die Slowakei Richtung Israel. Es wurde eine lange Reise.

In Italien wurde unsere Gruppe drei Wochen in ein Durchgangslager gesteckt. Warum, das wusste keiner. Bis uns ein israelisches Schiff, ein primitiver Kasten, mitnahm. Meine Gruppe meldete sich gleich zur freiwilligen Hilfe an Bord, was den Vorteil hatte, Süßwasser-Duschen benutzen zu dürfen. In Haifa landeten wir am 5. Juni.



Haifa 2009

Meine ganze Gruppe verließ das Schiff Richtung Kibbuz. Da meine Mutter allein war, blieb ich bei ihr. So kamen wir in das

Transit-Camp „Saint Lux“ bei Haifa. Dort waren Tausende versammelt, keiner sprach Hebräisch. Niemand wusste, wie es weitergeht und wohin. Jeder erhielt zwei Decken, dreimal täglich Essen und 2 ½ Lire Geld, aber keine Information, was und wie anzufangen....

Meine Schwester hatte ein paar Monate früher Haifa erreicht und war mit weiteren Kindern in den Kibbuz „Kfar Makabi“ gekommen, wo meine Mutter und ich sie besuchten. Dort konnten man sich auch duschen. Meine Mutter fand Arbeit in einem Restaurant: Geschirrspülen. Das war besser als Nichts zu tun.

Unsere zweite Gruppe landete am 12. Juni. Mit Ihnen fuhr ich in den Kibbuz „Nir-Am“. Dort begrüßten uns unsere Freunde, unglaublich, wie sich ihre Gesichter in nur einer Woche verändert hatten und nun israelisch aussahen. Wir arbeiteten auf den Feldern, im Stall, in der Küche, egal was ... es ging uns gut! Das Jahr ging zu Ende und ich begann nachzudenken, was ich gern in Zukunft tun möchte. Im Kibbuz bleiben oder als Fotografin arbeiten?

Mein Stiefvater war auch schon in Israel (was ich nicht erwähnte, die „Scheinehe“ meiner Mutter war eine richtig gute Ehe, die 33 Jahre hielt). Ende Dezember verließ ich den Kibbuz und zog zu meinen Eltern nach Natania, einer schönen kleinen Stadt am Meer und fand dort einen guten Posten als Fotografin. Dort lebte ich etwa ein Jahr, pflegte Freundschaften und zog auch nach Tel Aviv, als meine Schwester ihren Kibbuz verließ und nach Tel Aviv zog. Denn in Tel Aviv hatten sich Gruppen slowakischer Jugend gebildet. Dort wollten wir sein, um Freundschaften zu bilden, gemeinsame Ausflüge zu machen, tanzen zu gehen usw...

Tel Aviv bot auch bessere Arbeitsbedingungen.

So traf ich eines Tages auch Stefan Büchler, Pitu genannt, den ich im Jahre 1953 heiratete. In dieser Zeit hatte niemand viel Geld. Pitus Mutter besaß eine kleine Wohnung, die sie verkaufte, um eine größere Wohnung zu mieten, damit wir heiraten konnten. Wir beide arbeiteten in Tel Aviv und lebten im Stadtteil Ramat-Gan. Unsere Reisen machten wir mit Fahrrädern.

1955 wurde unser erster Sohn Dani geboren. Er war ein schönes, gutes Kind. Ich konnte daneben ein Fotolabor zu Hause einrichten und fotografieren, auch andere Kinder, wenn ich mit meinem Sohn spazieren ging.

Mein Mann arbeitete tagsüber und bildete sich in den Nachtstunden weiter, um Ingenieur zu werden. Nach mehreren Schwangerschaftsabbrüchen kam mein zweiter Sohn Rami fünf Jahre später auf die Welt, worüber wir alle, besonders sein großer Bruder Dani, sehr glücklich waren.



GERDA UND STEFAN - HOCHZEIT 1953



GERDA IN DER ARBEIT IM KRANKENHAUS 1970

1962 begann ich eine neue Richtung in der Fotografie auszuprobieren, die Medizin- Fotografie im größten Krankenhaus von Tel Aviv. So konnte ich meinen Traum doch noch verwirklichen. Diese interessante Arbeit liebe ich so sehr, dass ich heute noch, obwohl längst pensioniert, jede Woche einmal in meiner alten Abteilung in der Klinik arbeite.

1968 zogen wir endlich in eine größere Wohnung, unsere Kinder waren mittlerweile beide Soldaten. Heute üben beide zivile Berufe aus. Sie haben geheiratet. Wir haben fünf Enkelkinder und führen mit unseren Familien ein gutes Leben.

In den Jahren zwischen 1990 und 2002 unterzog ich mich diversen Operationen an meinen Füßen. Obwohl der Zustand verbessert werden konnte, sind sie weiter problematisch und erinnern mich an die schrecklichen Jahre meiner Kindheit.